

AREZZO

GOLD, BROT UND SPIELE



ZEITENSPIEGEL-REPORTAGESCHULE GÜNTER DAHL TOSKANA-REPORT NO 2



Web Bilder News Maps Neu! Produkte Groups mehr »

Arezzo AR, Italien

Zieladresse

Route berechnen

Karte durchsuchen Branchen suchen Route berechnen

Suchergebnisse

Meine Karten

Impressum

Autoren:

Selina Byfield

Torben Dietrich

Carolin Gagidis-Rappenberg

Sascha Hellmann

Sarah-Juana Holz

Frederik Klaustermeyer

Anke Lübbert

Anne Meyer

Sara Mously

Kristin Oeing

Kety Quadrino

Julia Rommel

Markus Wanzeck

Fotografen:

Carolin Gagidis-Rappenberg

Andreas Lobe

Oliver Reinhardt

Chefredaktion:

Philipp Maußhardt

Erdmann Wingert

Koordination:

Sascha Hellmann

Schlussredaktion:

Julia Rommel

Sara Mously

Sarah-Juana Holz

Layout:

Ulrich Franz

www.ulrich-franz.com

Zeitungspiegel-Reportageschule Günter Dahl

Geschäftsführer:

Dr. Ulrich Bausch

Zeitungspiegel-Reportageschule Günter Dahl

Spendhausstraße 6

72764 Reutlingen

Tel: 071 21 3361 82

E-Mail: info@reportageschule.de



Zimmer frei

Text: Frederik
Klaustermeyer,
Markus Wanzeck
Foto:
Oliver Reinhardt
Ort: Talla
Seite: 26

Sag mir, wo die
Menschen sind

Text: Carolin
Gagidis-Rappenberg,
Kristin Oeing
Foto: Carolin
Gagidis-Rappenberg,
Ort: Il Borro
Seite: 38

Eine windige Affäre

Text: Anke Lübbert,
Julia Rommel
Foto:
Andreas Lobe
Ort: Talla
Seite: 16

Toskana
mit Goldrand

Text:
Sarah-Juana Holz,
Sascha Hellmann
Foto:
Andreas Lobe
Ort: Arezzo
Seite: 44

Im Land der reichen Vettern

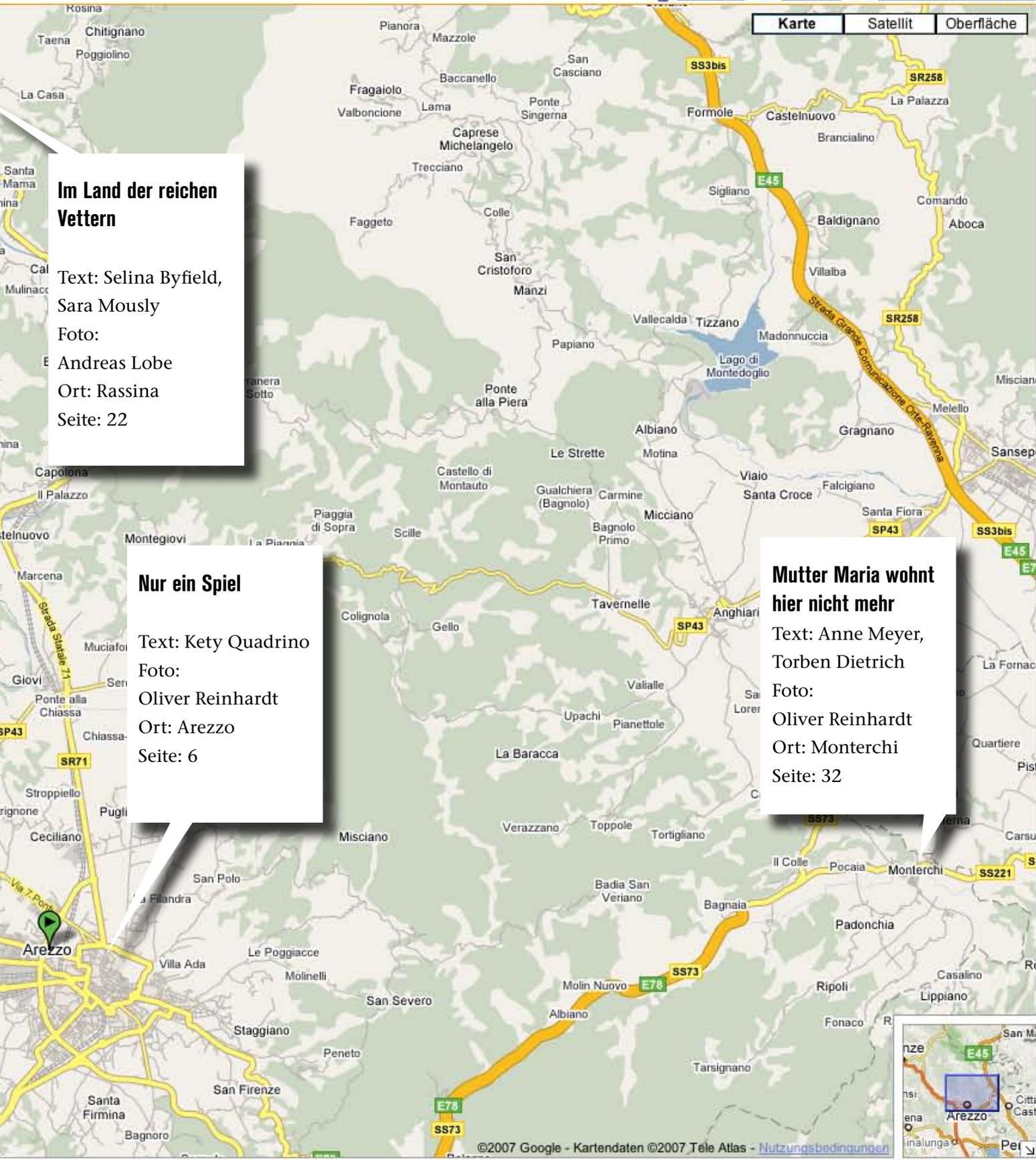
Text: Selina Byfield,
Sara Mously
Foto:
Andreas Lobe
Ort: Rassina
Seite: 22

Nur ein Spiel

Text: Kety Quadrino
Foto:
Oliver Reinhardt
Ort: Arezzo
Seite: 6

Mutter Maria wohnt hier nicht mehr

Text: Anne Meyer,
Torben Dietrich
Foto:
Oliver Reinhardt
Ort: Monterchi
Seite: 32



EDITORIAL



Die Städte Florenz, Siena und Arezzo bilden zusammen das magische Dreieck der Toskana. Lange hatten sie sich als gleichwertige Rivalen in erbitterten Schlachten bekämpft, bis Florenz im Spätmittelalter die Machtfrage für sich entschied. Arezzo, das sich auf die Seite der unterlegenen Ghibellinen geschlagen hatte, konnte sich von dieser Niederlage nie ganz erholen und liegt bis heute im Bedeutungsschatten seiner Nachbarn. Ein Glück, sagen viele, denn während sich in Florenz und Siena die Touristen gegenseitig auf die Füßen treten und der Einlass in die Innenstädte durch Pförtner geregelt wird, ist Arezzo eine liebenswerte, von echten Toskanern bewohnte Stadt mit einem ganz eigenen Charme. Zwar kann weder ihr Dom mit dem von Florenz konkurrieren, noch ist seine Piazza Grande so eindrucksvoll wie ihr Pendant in Sienna. Doch nimmt Arezzo die Besucher mit leichter Hand für sich ein: Für die Fresken von Piero della Francesca in der Kirche San Francesco muss man eben nicht Schlange stehen wie vor den Uffizien und wer noch Reiterspiele sehen will, die die Herzen höher schlagen lassen, der sollte vielleicht statt zum „Palio“ nach Siena einmal zur „Giostra“ nach Arezzo fahren. Dass sich die Stadt an der



Arnobiegung zu einer der wohlhabendsten Städte Italiens entwickelte, liegt nicht zuletzt an ihrer florierenden Goldindustrie: Nirgendwo in Italien und vielleicht in ganz Europa wird soviel Gold zu Schmuck verarbeitet wie hier. Von Arezzo aus lässt sich eine noch weitgehend vom Tourismus unentdeckte Seite der Toskana erforschen: Das Hochtal des Arno (Casentino), die Chiana-Ebene mit ihren für das „Bistecca Fiorentina“ berühmten weißen Rindern, die Schwemmhügel der Arnoebene und die wilden Bergzüge von Pratomagno und den Alpe di Catenaie. Sie sind vom Massentourismus weitgehend unbeleckt geblieben und haben viel von ihrer Ursprünglichkeit bewahrt. Die Autorinnen und Autoren der Berichte, Portraits und Reportagen in diesem Heft machten sich eine Woche lang auf die Suche nach den Besonderheiten dieses toskanischen Landstriches. Sie trafen einen katholischen Priester, der seiner einzigen Liebe nachtrauert: der hochschwangeren Jungfrau Maria. Erlebten die Stadt Arezzo im Ausnahmezustand eines mittelalterlichen Ritterspiels. Und brachen das Brot mit einem rumänischen Ex-Fußballprofi, der als Bäcker eine neue Existenz fand. Dies und mehr lesen sie in „Arezzo – Gold, Brot und Spiele“. ■

NUR EIN SPIEL

Das Reiterspiel „Palio“ von Siena kennt jeder.
Was aber ist die „Giostra“ von Arezzo?



Die Männer des Stadtviertels von Porta Sant' Andrea bereiten sich auf den mittelalterlichen Umzug vor. (oben)

Der 31-jährige Schmuckhändler, Enrico Vedovini, möchte die goldene Siegeslanze für sein Stadtviertel gewinnen (rechts)



Es ist 18 Uhr auf der Piazza San Giusto. Enrico Vedovini raucht eine letzte Zigarette. Langsam streift er sich das Kettenhemd über. Dann das gepolsterte Wams: Grün und weiß, mit einem Kreuz auf der linken Brust, die Farben und das Wappen seines Stadtviertels Porta Sant' Andrea. Enrico ist nicht allein. In einem Raum, der durch aufgereichte Lanzen, Stahlhelme und Armbrüste einem Museum gleicht, helfen sich Männer gegenseitig beim Anklei-





den. Auf den Holztischen liegen Lederriemen, Nietengürtel, Schwerter und Schutzschilde. Enrico geht hinaus auf die Piazza. Dicht gedrängt stehen mittelalterlich gekleidete Menschen, die aufgeregt an sich herumzupfen. Still schauen sie Enrico hinterher, als er zu seinem Pferd Stella geht. Die Stimmung ist gespannt - wie ein lang gezogenes Gummiband. Mit einem Tritt in den Steigbügel schwingt sich der 31-Jährige in den Ledersattel. Die Giostra del Saracino, das Sarazenenspiel, kann beginnen.

Augen durch Schlitze schwarzer Stahlmasken

Wie auf Kommando stellen sich Soldaten, bewaffnet mit Armbrüsten und Lanzen, in Reih und Glied. Knechte tragen das Bild

Zweimal im Jahr, im Juni und im September, treten die vier Stadtviertel von Arezzo gegeneinander an und kämpfen um die goldene Lanze: Ein mittelalterliches Ritterspiel mit einem Sarazenen als Feindbild und 4500 entfesselten Zuschauern. Die „Giostra del Saracino“, das Sarazenenspiel, entwickelte sich im 14. Jahrhundert aus den militärischen Kampfübungen gegen die Angriffe muslimischer Araber, der Sarazenen. 1931, während der Zeit des Faschismus, wurde das Spiel wieder zum Leben erweckt, um das Volk zu unterhalten.

des Heiligen Andreas. Trommler füllen den Platz mit hallendem Krach. Drei Reiter in schwerer Montur setzen sich in Bewegung. Ihre Augen lugen durch Schlitze schwarzer Stahlmasken. Leuchtende Wappen der ehemaligen Herrenhäuser von Arezzo auf gelb-rottem Stoff: Der Adler der Ghibellinen, der Löwe der Grafen von Bivignano und die drei Köpfe der Testi. Die goldverzierten

Stahlhelme glänzen in den letzten Strahlen der Abendsonne.

Mit Paukenschlägen und Fanfarenstößen

Die Bewohner des Viertels jubeln Enrico zu. Mit einem lauten „In bocca al lupo!“ – „In den Rachen des Wolfes!“ wünschen sie dem Schmuckhändler Glück für den bevorstehenden Kampf. Und immer wieder der Schlachtruf:



Am Vorabend des Spiels stimmen sich 900 Bewohner des Stadtviertels Porta Sant' Andrea mit einem Vier-Gänge Menü auf den Kampf ein

„Sant' Andrea wird siegen!“ Auf der Piazza San Domenico trifft die Truppe auf ihre Gegner: Die Ritter der anderen drei Stadtviertel Arezzos: Porta Crucifera, Porta del Foro und Porta Santo Spirito. Über 350 Statisten in mittelalterlichen Kostümen und 31 Pferde ziehen durch die engen Straßen, begleitet von Paukenschlägen und Fanfarenstößen. Ein untersetzter Mann mit rothaariger Perücke, schwarzem Schnauzbart und Strumpfhose trägt stolz die Siegestrophäe der Giostra, die „lancia d'oro“, eine in Gold plattierte Lanze.

„Ihr Idioten, leckt uns am Arsch!“

Im Rund der Piazza Grande stehen dicht in gedrängten Blocks die Fans der vier Stadtviertel. Die Stimmung ist aggressiv, die Luft über dem Platz wie elektrisiert.

Tausende Menschen gestikulieren, schreien, beschimpfen sich gegenseitig: „Scemi, va fanculo!“, „Ihr Idioten, leckt uns am Arsch!“, „Weiß-grün!“, skandieren die Fans von Porta Sant' Andrea – „Gelbrot!“, kommt es aus dem Fanblock von Porta del Foro zurück. Auf dem Schlachtfeld haben sich die acht Reiter der Stadtviertel sowie Soldaten, Knechte und Musiker versammelt. Die Stimmung ist aufgeheizt. Die Soldaten müssen ihre Armbrüste, Schwerter und Lanzen vor dem Wettkampf zur Sicherheit abgeben. Diagonal über den Platz verläuft die „lizza“, die Pferderennbahn aus gestampfter Erde. An ihrem Ende steht der Feind: eine Sarazenenfi-

gur mit schwarz lackiertem Holzkopf und einem drehbaren Torso aus Blech. Ihre Arme sind ausgestreckt, in der einen Hand hält sie ein Punkteschild, in der anderen eine Kettenschleuder, an der drei ledernen Kugeln hängen.

Mit dem „Todesschuss“ ist der Kampf eröffnet

Enrico Vedovini sucht vor dem Rennen etwas Ruhe abseits. Er denkt an seine Kinder Lorenzo und Anna. Drei Mal schon hat er die goldene Lanze für sein Viertel gewonnen. Er weiß, er ist ein guter Reiter. „Tschhh, tschhh“, beruhigt Enrico sein Pferd, als der „colpo di mortaio“, der „Todesschuss“ mit einem lauten Knall zwischen



Ein Bote verliest die Kriegserklärung der Sarazenen an die Reiter von Arezzo

den alten Steinfassaden hallt. Der Kampf ist eröffnet. Die Trompeten setzen das Lied der Giostra an und eine Welle aus 4500 Stimmen erfüllt den Platz:

Galoppa galoppa,
o bel cavalier,
tu sei la speranza del
nostro Quartier;
col braccio robusto
che piega il destin,
trionfa, o gagliardo,
del Re Saracin.

Die „Kriegserklärung“ des Sarazenen an die Reiter von Arezzo wird verlesen. Zu dem Kampfschrei der Zuschauer „Al campo! Alla battaglia! All’armi!“ – „Auf zum Kampf, hebt die Waffen!“ schießen die Armschützen Pfeile in die Luft.

Plötzlich ist es unheimlich still. Eine Trillerpfeife ertönt als Startsignal. Der erste Reiter aus Porta Santo Spirito nimmt Anlauf. Dichter Staub wirbelt vom Boden

auf. Die Lanze ist auf das Punkteschild des Sarazenen gerichtet. Mit hartem Stoß trifft er das Schild, der Torso des Sarazenen schnell um die eigene Achse, die Kugelschleuder verfehlt ihn nur knapp. Die tosenden Zuschauer auf der Tribüne erheben sich. „Quattro, quattro!“, schreien sie. Die Jury überprüft das Schild und übermittelt die Zahl dem Boten. Stille. Der Bote verkündet mit überschlagender Stimme die Punktzahl. Die Masse tobt.



Die Choreographie der Fahnschwinger symbolisiert den ewigen Kampf zwischen Gut und Böse. Danach beginnt auf der Piazza Grande das Pferderennen

Im zweiten Durchgang bricht Unruhe aus

Als nächstes kommt der Reiter von Porta Crucifera an die Reihe, begleitet von Buh-Rufen. „Vier Punkte!“, verkündet der Bote. Gleichstand. Die ersten Schubse- reien zwischen den Fanblöcken setzen ein. Der nächste Reiter von Porta del Foro verliert die Lanze! Null Punkte. Das Publi- kum schreit ohrenbetäubend. Die einen liegen sich in den Armen,

die anderen schlagen beschämt die Hände vors Gesicht. Der erste Reiter von Porta Sant' Andrea, En- ricos Mannschaftskollege, schafft immerhin drei Punkte.

Im zweiten Durchgang bricht Unruhe aus, als der Reiter von Porta Santo Spirito das Schild des Sarazenen trifft. Die Polizei muss aufgebrauchte Fans auseinander- drängen. Porta Crucifera: Wie- der vier Punkte. Damit steht das ungeliebte Viertel nun auf Platz

eins. Die Fans von Porta Crucife- ra geben sich siegessicher, singen, umarmen sich.

Ein Stechen bringt die Entscheidung

Der Reiter von Porta Sant' An- drea ist als Letzter an der Reihe: Enrico Vedovini wartet auf das Startsignal, nur drei Punkte aus dem ersten Durchgang stehen zu Buche. Er schaltet den Lärm um sich herum ab, in seinem Kopf



Die Reiter der Stadtviertel müssen mit ihrer Lanze das Punkteschild der Sarazenenfigur treffen

nur noch Leere und der dumpfe Klang der aufschlagenden Hufen. Die Lanze fest unter seinem rechten Arm geklemmt, wuchtet er die Spitze in die Mitte des Schildes. „Dong“ – der Sarazene schleudert seine Kugeln um sich. „Fünf Punkte!“, schreit der Bote außer sich – die höchste Punktzahl des Tages. Enrico hebt die Faust, ein Urschrei dringt aus seinem verzerrten Mund. Acht Punkte, Gleichstand mit

den „Colcitroni“. Überall klingeln Handys. Verwandte und Freunde, die das Sarazenenpiel zu Hause im Fernsehen mitverfolgen, wollen am Erfolg teilhaben. Ein Stechen zwischen den beiden führenden Stadtvierteln muss die Entscheidung bringen. Porta Crucifera nimmt Anlauf, der Reiter verliert beim Aufprall die Lanze, null Punkte!

Der Bote kämpft mit seiner Stimme gegen den Lärm an

– vergeblich. Porta Sant’ Andrea hat nun leichtes Spiel. Vier Punkte holt Enrico. Sein Siegeschrei wird unter dem Lärm der Zuschauerränge begraben.

Blut spritzt aus der Nase

„Colcitroni, va cacare!“ – „Colcitroni, geht scheißen!“, rufen die Andrea-Fans in den Crucifera-Block. Im Siegestaumel rennt ein Fan auf den Platz. Er kommt nicht weit. Die Verlierer der Por-



*Zwischen den Stadtvierteln kommt es zu Schlägereien.
Die Polizei muss einschreiten*

ta Crucifera stürzen sich zu viert auf ihn, treten ihm mit schweren Stiefeln ins Gesicht. Blut spritzt aus der Nase. In den Fanblocks bricht Tumult aus. Die Reiter und Soldaten auf dem Kampfplatz gehen aufeinander los. Mit erhobenen Schlagstöcken stürmen Carabinieri dazwischen. Ein Krankenwagen schiebt sich mit Blaulicht und Sirene durch die Menschenmenge, Sanitäter in mittelalterlichen Kostümen tra-

gen vier Verletzte vom Platz.

Der Bischof spricht das Vaterunser

Nur langsam kehrt wieder Ruhe ein. Die Anhänger der Porta Sant' Andrea machen sich auf zur Kathedrale, um Gott für ihren Sieg zu danken. Der Bischof wartet schon. Fanfaren spielen den Triumphmarsch aus Verdis Aida, die Menschen stehen auf den Kircbänken, klatschen in die Hände,

und schreien: „Hip, hip, hurra!“ – „Es ist schön, so viele Menschen in der Kirche zu sehen“, sagt der Bischof. Dann wird es still. Der Geistliche spricht das Vaterunser, die Masse murmelt andächtig mit. Als das Gebet beendet ist, rufen die Menschen: „Es lebe Sant' Andrea!“ – und der Krach kehrt zurück. In einer Prozession zieht die Menge zum Stadtteil Porta Sant' Andrea. Die Stadtverwaltung hat den Siegern eine „Porchetta“



Die „lancia d'oro“, die goldenen Lanze, ist die Siegestrophäe des Sarazenenspiels. Unter ohrenbetäubenden Geschrei ziehen die Bewohner des Gewinnerviertels Porta Sant' Andrea in die Kathedrale, um Gott für ihren Sieg zu danken



spendiert, ein 80 Pfund schweres Spanferkel. Trompeter stehen auf dem blumengeschmückten Balkon eines Palazzo. Die Siegeslanze wird zu den anderen 28 Lanzen gestellt. Ein Fan, der in der Arena von den „Colcitroni“ zusammengeschlagen worden ist, präsentiert sich stolz mit Halskrause und geschwellenem Gesicht daneben.

„Arezzo ist eine zivilisierte Stadt“

Enrico Vedovini ist völlig erschöpft. Zusammen mit einem Freund sitzt er verschwitzt und mit nacktem Oberkörper im Raum der Siegeslanzen. Sobald die Zeitungsartikel über den Sieg erscheinen, werden die Männer mit Spottgesängen auf den Lippen durch die Stadt ziehen. „Das Sarazenenspiel trennt die Stadt, aber vereint die Viertel“, sagt Enricos Freund Gianni Sarrini und fügt hinzu: „Wir sind Brüder unter der gleichen Fahne.“ Während draußen die Musik dröhnt und die Menschen ausgelassen feiern, ist

es im Raum andächtig still. Schon morgen wird der Alltag die Männer wieder eingeholen. „Wenn man sich mit jemand geschlagen hat, dann ist das bald wieder vergessen. Das ist hier normal“, sagt Gianni Sarrini, „Arezzo ist eine sehr zivilisierte Stadt.“ ■

***Kety Quadrino** hat mit dem Stadtviertel Porta Sant' Andrea mitgefiebert. Trotz ihrer italienischen Herkunft empfand sie das Schauspiel als bizarr. Beeindruckt war sie, als die Aretiner auf den Kirchenbänken getanzt haben.*



EINE WINDIGE AFFÄRE



Noch ist der Höhenzug Pratomagno unberührt, ...

**Ein Energiekonzern plant einen Windpark in der Toskana.
Die Einwohner protestieren. Doch manchen Widerständlern geht es
dabei nicht allein um den Schutz der Landschaft.**

Anfang Januar 2007 klingelte bei Giancarlo Felici das Telefon. Am anderen Ende der Leitung bot ihm ein Unbekannter Geld für ein paar Hektar wertlosen Boden im Hinterland Arezzos. Weshalb er das Land auf dem Berg kaufen wolle, fragte Felici. Für den Bau einer Windanlage, lautete die Antwort.

„Es war reiner Zufall, niemand hätte sonst etwas von dem Projekt erfahren“, sagt Felici, wäh-

rend er im fensterlosen Hinterzimmer seines Architekturbüros sein Argumentarium aufbaut: Skizzen, Karten und Modelle des geplanten Windparks. Der 70-Jährige ist außer Atem, als er ein hölzernes Windradmodell auf den Tisch wuchtet und das weiße Hemd zurück in den Hosensack schiebt. Sein Zorn richtet sich gegen den spanischen Energiekonzern Gamesa, der ihm und anderen Landbesitzern Grund



... bald könnten dort Windanlagen stehen: Ist das eine verschandelte Landschaft?

abkaufen wollte. Vor allem zürnt er den Bürgermeister der Dörfer Tallá und Castiglion Fibocchi, die von den Plänen wussten, die Einwohner aber nicht informierten.

„So wird aus der Toskana eine Industrielandschaft“

Deshalb hat Felici die Sache in die Hand genommen und mit Gleichgesinnten das „Komitee zum Schutz des Höhenzugs“ gegründet. „Die Toskana ist eine Kulturlandschaft, die über Jahrhunderte gepflegt wurde“, sagt Felici. Die Stimme ist rau, er

wählt die Worte mit Bedacht. Er tippt auf das Modell mit Windrad, Häuschen und winzigen Menschenfiguren. Auf einer Strecke von sechs Kilometern verteilt sollen sich 21 Windräder drehen, ein jedes neunzig Meter hoch. „So wird aus der Toskana eine Industrielandschaft gemacht. Das ist nicht mehr unsere Landschaft.“

In Felicis Komitee haben fünfzehn Leute, darunter Anwälte, Ingenieure, Architekten und Unternehmer, in den vergangenen Monaten um Arezzo zweitausend Unterschriften gesammelt. Felici

hat recherchiert: Breite Strassen wären nötig, um die Rotorblätter und den zweiteiligen Rumpf der Windräder durch die Wälder zu transportieren. Zerstört wäre die toskanische Landschaft mit ihren kleinteiligen Äckern, Wanderpfaden und gewundenen Sträßchen.

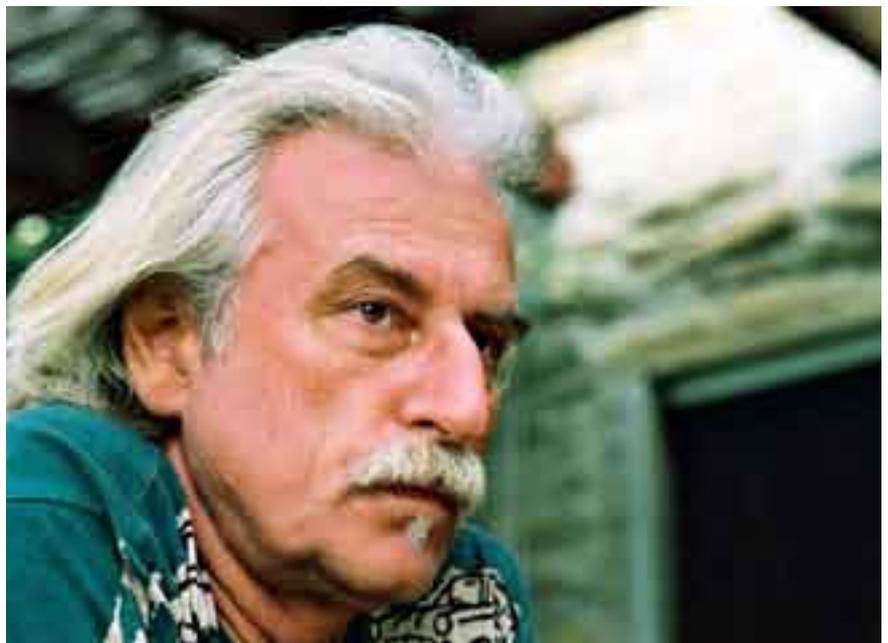
Dabei würden die Windanlagen nur anderthalb Prozent des Strombedarfs der Provinz Arezzo decken. „Das ist viel zu wenig für den Preis, den wir zahlen“, schimpft der Architekt. Windanlagen haben eine Lebensdauer von 25 Jahren, dann ist die Tech-

nik veraltet, das Material porös. „Wer baut das dann ab?“

Der Energiekonzern hat sich eine dünn besiedelte Ecke der Toskana ausgesucht. In Tallá und Castiglione Fibocchi leben gerade mal zweitausend Einwohner. Aber sie wären nicht die einzigen betroffenen Gemeinden im Land. Sechs Windparks hat Gamesa bereits in Italien errichtet, noch einmal so viele bekamen im laufenden Jahr eine Baugenehmigung. Nachdem der Konzern Mitte der neunziger Jahre begonnen hatte, die wüstenähnliche Hochebene Meseta in Spanien mit Windanlagen zuzupflastern, baut er seit 2003 Windparks in den USA und in Europa. Dreizehn davon allein in Deutschland.

Die Alternative zum Windpark: eine Biomasseanlage

„Das Komitee ist nicht gegen regenerative Energien, ganz im Gegenteil“, beteuert Felici und bringt eine Alternative zur Windkraft ins Spiel. „Wir wollen eine Biomasseanlage bauen“, erklärt er. Die soll mit Getreide, Sonnenblumen und Mais gefüttert werden und Energie liefern, ohne den Berg zu verschandeln. „Eine Reihe Unternehmer aus der Gegend hat bereits Gelder zugesagt.“



Roland Lappert hat eigentlich nichts gegen Windenergie. Nur nicht direkt vor seinem Haus

Im Sommer hat das Komitee beim Regionalrat Einspruch gegen den Windpark eingelegt. Jetzt ist Gamesa am Zug und muss detaillierte Baupläne vorlegen. Darauf wird das Komitee seine Unterlagen und das Modell präsentieren. Felici weiß nicht, wann Gamesa reagieren wird. „Aber wir haben unsere Informanten“, sagt der Alte und kneift die Augen zusammen. „Nein, nicht die Mafia, Freunde.“

Für wenig Strom die Gegend verwüsten

Der Deutschschweizer Roland Lappert sitzt auf der Terrasse seines Hauses, dreihundert Meter von einer der geplanten Anlagen entfernt. Das Haus steht zwischen Zypressen und Kastanien an einer Strasse, die sich steil den Berg hinauf windet. „Mein Ausblick

ist unverbaubar“, stellt Lappert zufrieden fest. Allerdings könnte ihm die Windanlage in die Quere kommen. Lappert ist ein Hüne mit weißem, ungebändigtem Haar. Gerade ist er von einem Ausflug in den Schwarzwald zurückgekehrt, wo er sich Windanlagen angesehen hat. „Optisch nicht schön“, sagt er. Aber er will nicht falsch verstanden werden. „Ich hatte immer das Gefühl, dass Windenergie besser ist als Atomkraft.“

Morgen wird er sich wieder auf sein Motorrad schwingen und einhundert Kilometer zum nächsten Windpark fahren. Dort stehen Anlagen, baugleich zu denen, die vor seiner Haustür geplant sind. „Ich muss hören, ob die wirklich geräuschlos sind, wie Gamesa behauptet.“ Die Windkraft ist eine

Bedrohung für seinen Lebensraum: Er, der Berg und sonst niemand. Darum tauchte er bei zwei öffentlichen Versammlungen des Komitees auf, redete mit den Leuten und rechnete nach. Lappert fürchtet um den Berg. „Damit die Schwertransporter wenden könnten, müssten sie die Stras-

bände regenerative Energie in jedem Fall befürworten, urteilen die Italiener ähnlich wie er. Windanlagen sind willkommen, solange die Interessen von Tourismus und Wirtschaft nicht betroffen sind. Also nicht gerade in der Toskana. Lieber irgendwo, wo sie nicht stören, in Süditalien oder Sizilien.

Toskana nicht leicht. Ein Landbesitzer ist gegen den Windpark in Scansano, nicht weit von Arezzo, vor Gericht gezogen. Es kursieren Gerüchte, dass die Anlagen wieder abgebaut werden müssen. Es beginnt zu nieseln, Lappert fröstelt und verschränkt die Arme vor der Brust. „Die im Komitee geben nicht zu, dass sie eigene Interessen haben“, sagt er. Das halbe Bundesland sei im Privatbesitz von Architekt Felici, darunter viele Hektar ungenutzte Flächen. „Er will eine Biomasseanlage bauen und die EU-Subventionen für regenerative Energien selber einstreichen. Das ist ja in Ordnung, aber er sollte es offen sagen. Sonst wird das Komitee unglaublich.“ Trotz der Sorge um seine Ruhe und den Berg gibt sich Lappert entspannt. Er lacht, als er sagt: „Ich glaube nicht, dass sie die Anlagen bauen. Und selbst wenn, es wird meine Existenz nicht ins Loch schmeißen.“



Als ihm Geld für wertloses Land geboten wurde, horchte Giancarlo Felici (links) auf. Mit seinem Sohn begann er, gegen den Windpark zu kämpfen

se verbreitern und dafür die Täler mit Erde auffüllen. Es wäre Wahnsinn, für so wenig Strom die Gegend zu verwüsten.“

„Die im Komitee geben nicht zu, dass sie eigene Interessen haben“

Während deutsche Umweltver-

Lappert sieht eine Chance, dass der Windpark doch nicht gebaut wird. Gamesa hüllt sich seit dem Einspruch des Komitees in Schweigen. „Wir haben jetzt vier Monate nichts von denen gehört, wahrscheinlich bauen sie die Anlagen dort, wo sie nicht soviel Protest bekommen.“ Gamesa hat es in der

Der Pizzabäcker sieht eine politische Verschwörung

Einer, der um seine Existenz bangt, ist der Pizzabäcker Simone Gianerini, 36 Jahre alt und Wirt des Restaurants „La Crocina“ an der Gabelung zweier einsamer Bergstraßen. Ein Holzbackofen, weiße Tischdecken an langen Ta-



Modell des geplanten Windparks

feln, Wein- und Wassergläser, an der Wand ein Wildschweinfell. Er habe sich schon lange über die Windmessungen auf seinem Gelände gewundert, sagt er. Verbreiterte Strassen, monatelange Bauarbeiten, zerstörte Naturidylle und in Zukunft der unruhig wandernde Schattenwurf über seinem Restaurant, Gianerini sieht dunkle Zeiten auf sich zukommen.

Er ist empört über seinen Bürgermeister. „Ich traf ihn am Morgen vor einer Versammlung des Komitees in der Bar und fragte ihn, ob er kommen würde. Er sagte: ‚Nein. Was interessiert mich das?‘ Aber wen sollte es in-

teressieren, wenn nicht den Bürgermeister?“ Gianerini vermutet eine politische Verschwörung, glaubt, dass der Bürgermeister bestochen wurde.

„Sie bauen die Anlagen auf jeden Fall. Vielleicht werden statt 21 Windrädern nur fünf gebaut. Die müssen sie aber bauen, um zu bezahlen, wen sie schon bestochen haben. Das ist Italien“, sagt er und zuckt die Schultern. ■



Anke Lübbert und **Julia Rommel** wurden bei ihren Windkraft-Recherchen mit der Frage „Für wen seid ihr?“ begrüßt. Sie lernten über italienischen Journalismus: Man kann nur Fan von einer Mannschaft sein.

BERÜHMTE KÖPFE AREZZOS



Ob es die schöne Donna Laura wirklich gab, ist umstritten. Vielleicht entsprang sie nur der Phantasie eines Dichters. Fest steht, dass der Geistliche *Francesco Petrarca* (1304 – 1374) der Unerreichbaren rund 400 Gedichte widmete. Für einen Liebeskranken ist das vielleicht nicht ungewöhnlich. Wenig bemerkenswert erscheint heute auch, dass Petrarca aus purer Lust am Wandern Berggipfel erklimmte und darüber schrieb. Im 14. Jahrhundert revolutionierte beides das mittelalterliche Denken. Denn bis dahin hatte Gott im Zentrum des Weltgeschehens gestanden. Petrarca aber widmete seine Texte dem Menschen und dessen Gefühlen - und gilt als Begründer des Humanismus.

Blockflötenunterricht, Mozarts Requiem, Michael Jacksons „Black or White“ – alles haben wir ihm zu verdanken: *Guido von Arezzo* (992 – 1050), Benediktinermönch und passionierter Musiker, erfand im 11. Jahrhundert die Notenschrift. Seither können Länge und Höhe der Töne festgelegt und für immer auf ein Stück Papier gebannt werden. Melodien überdauern Zeit und Raum, werden überall auf der Welt vervielfältigt und reproduziert. Nur eines ist noch fraglich: Stammt Guido wirklich aus Arezzo oder schmückt sich die Stadt unberechtigterweise mit seiner Herkunft?



Sie sind ein Fixpunkt auf jeder Europareise: Ob Amerikaner oder Asiate, alle Touristen strömen in die weltberühmten Uffizien in Florenz. Entworfen hat den monumentalen Museumsbau *Giorgio Vasari* (1511 – 1574), ursprünglich ein schnöder Verwaltungstrakt für die Fürsten Medici. Der Architekt und Maler Vasari trägt zudem den Beinamen „Vater der Kunstgeschichte“. Er verfasste erstmals Biografien von italienischen Künstlern und beschrieb deren Werke. Bis heute gelten seine Beschreibungen als die wichtigste Quelle der Kunsthistoriker.

Wenn die Sonne den kürzesten Schatten warf, nahm *Piero della Francesca* (1420-1492) den Pinsel in die Hand. Der Frührenaissance-Meister malte stets zur Mittagszeit, der „abstraktesten Zeit des Tages“. Daher kommt vielleicht die stille, edle Größe seiner Figuren. Unergründlich schauen sie in die Ferne. Klare Mathematik steckt hinter der geheimnisvollen, erhabenen Aura seiner Kunst. Piero rechnete die Perspektive seiner berühmten Fresken stets genau aus. Dennoch zieht er immer neue Detektive an, die seine Werke enträtseln wollen.



IM LAND DER REICHEN VETTERN



Eine Million Rumänen leben in Italien – die meisten illegal. Auch Vasile Ibrian, 43, gehörte in den neunziger Jahre zu ihnen. Mittlerweile ist Italien sein Zuhause und Ibrian ein gemachter Mann – als einziger Bäcker in dem toskanischen Dörfchen Rassina.

Die Luft flirrt über dem Asphalt, die Nachmittagssonne lässt die hell verputzten Häuserfassaden von Rassina gelb leuchten. Nur wenige Menschen schlendern durch die Straßen des Dorfes in der toskanischen Provinz Arezzo. Ein paar Jugendliche haben sich in die klimatisierten Bars an der Piazza Mazzini zurückgezogen. Ein Mofa knattert vorbei, biegt in die Via Roma ein und parkt vor Hausnummer 18. Vasile Ibrian steigt ab, klemmt den Helm unter den muskulösen Arm und schlappt mit breiten Schritten durch den Perlenvorhang in den Verkaufsraum seiner Bäckerei. Im Holzregal hinter der Theke liegen noch ein paar Stangen Weißbrot, in der verglasten Auslage warten



*Vasile Ibrian hat sein Ziel erreicht:
Die Kundschaft liebt sein Brot, und
er ist seine Geldsorgen los*

die letzten süßen Teilchen, Panini und kalten Pizzastücke auf Kundschaft.

Ibrian betritt die Backstube dahinter. Der Ofen ist kalt, kein Mehlstaub auf der verchromten Arbeitsplatte. Er blickt stumm über die weiß gefliesten Wände. Nur die Schatten unter seinen schmalen Augen verraten, dass der Mittvierziger einen langen Arbeitstag hinter sich hat. Der Teigklumpen in der Knetmaschine erinnert an die Plackerei, die am nächsten Morgen von neuem beginnt. „Das ist der Mutterteig“, erklärt er, „der steht über Nacht.“ Um zwei Uhr früh kommen Mehl und Wasser dazu, dann wird gebacken, vier bis fünf Stunden lang.

Zwei Autos, ein Mofa, eine große Wohnung

Draußen fährt ein silbern glänzendes Audi A4 Cabriolet vor. Ibrians Frau Mariana schiebt sich beim Aussteigen die Sonnenbrille ins schulterlange dunkelbraune Haar, schlägt die Autotür zu und ruft in fast akzentfreiem Italienisch in den Laden: „Wo ist Andrea?“ – „Mit einer Schulfreundin unterwegs“, antwortet Vasile und erntet ein feines Lächeln seiner Frau. Mariana macht kehrt, startet den Motor und rollt mit offenem Verdeck davon. „Ich muss immer mit dem alten Mofa durch die Gegend fahren, weil mir die Frauen meine Autos klauen“, feixt der Bäcker.

Brot ist die Keimzelle aus der Ibrians Erfolgsgeschichte erwachsen ist. Ein bescheidener Wohlstand, eine 100-Quadratmeter-Wohnung, in der der Bäcker von Rassina mit seiner Frau, seiner 18-jährigen Tochter Andrea und dem 10-jährigen Sohn Alberto lebt. Nach Feierabend streift Vasile Ibrian die ausgetretenen Sandalen von den Füßen und tappt über den marmorierten Fliesenboden den Flur entlang. Im Wohnzimmer dämpft ein Perserteppich seine Schritte. Durch einen Dschungel aus Hortensien und Stechpalmen auf dem Balkon zeichnet das Sonnenlicht unruhige Flecken an die Wände.

Früher, in Rumänien, sei er Fußballprofi gewesen, erzählt er. Doch an früher erinnern nur drei folkloristische Wandteller und ein Kalender der rumänisch-orthodoxen Kirche im Wohnzimmer. Mannschaftsfotos und Pokale fehlen. Als Profikicker beim Fußballclub Steaua București sei es ihm gut gegangen, er habe mehr als genug verdient. Ibrians kräftige Stimme wird leiser, als er von einem Rückenleiden spricht, das seine Fußballkarriere beendet habe und von Problemen mit dem Ceaușescu-Regime.



*Familie Ibrian im Wohnzimmer
(von links): Vasile (43), Alberto
(10), Andrea (42), Mariana (18)*

Er schuffete tagsüber, sie nachts

In der Küche entkorkt der Bäcker eine gute Flasche Weißwein und blickt auf die Jahre seines Neuanfangs zurück. Am 25. Dezember 1989 richtet ein Erschießungskommando das rumänische Diktatorenehepaar wegen Staatsverrat und Völkermord hin. Die Grenzen sind offen. Ein halbes Jahr später bucht Ibrian eine Pauschalreise an die französische Mittelmeerküste. In einen Koffer stopft er seine Lieblingsklamotten, in den Geldbeutel

800 US-Dollar. „Du bist verrückt“, schimpft Mariana vor der Abreise. Sie weiß, dass Vasile ein ganz anderes Ziel hat: Schon kurz hinter der italienischen Grenze steigt er aus dem Bus und schlägt sich nach Rom durch. Fast fünf Jahre lang wird er illegal im Land leben. Seine Frau und die zweijährige Tochter holt er später nach.

Ibrian spricht nicht gern über diese Zeit, gibt nur Bruchstücke seiner Vergangenheit preis. Bevor es das große Appartement gab, das Mofa, die Autos. „Es war hart“, sagt er knapp. „Ich hatte keine Identität mehr, konnte nicht zum Arzt und keine Wohnung mieten.“ In einem Kabuff über dem römischen Restaurant, in dem er als Kellner jobbt, schlüpft er mit seiner kleinen Familie unter. Acht Jahre lang schufften Vasile und Mariana Ibrian dort im Wechsel, er tagsüber, sie nachts. Es gab Zeiten, da sei er „krank geworden vor Arbeit“.

1995 steht wieder eine so genannte Regularisierungsaktion an, im Zuge derer der italienische Staat regelmäßig Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen ausgibt – und illegale Einwanderer nachträglich „legalisiert“. Ibrian muss lediglich nachweisen, dass er seit mindestens sechs Monaten fest angestellt ist und die Steuern für diesen Zeitraum nachzahlen.

Eines Tages hört er die Geschichte eines Mannes, der mit Brot reich geworden ist. „Der Typ versteht überhaupt nichts vom Backen. Trotzdem fährt er einen Ferrari“, sagt er und lacht herzlich. „Da habe ich mir gedacht: Das schaffe ich auch.“ Als Lehrmeister sucht er sich einen achtzehnjährigen Bäckergehilfen.

„Italiener und Rumänen haben die gleichen Werte“

Mittlerweile gehören ihm zwei Bäckereien, eine in Rassina und eine im Nachbarort Bibiena. Dort steht Ibrian sechs Tage die Woche bis Mittags hinterm Tresen, während Mariana den Verkauf in Rassina



Tägliche Plackerei: Um zwei Uhr morgens beginnt der Bäcker damit, den Brotteig zu kneten

Rumänische Einwanderung in Italien

Rund 555 000 Rumänen leben offiziell in Italien. Seit dem EU-Beitritt Rumäniens im Januar 2007 haben sich viele, die bislang illegal im Land lebten, bei den Behörden gemeldet. Der Grund: Rumänen brauchen nun in vielen Berufen keine Arbeitserlaubnis mehr. Diese Entwicklung hat Ressentiments geschürt: Nachdem ein rumänischer Roma im Oktober 2007 eine Italienerin ermordet hatte, griffen Jugendliche wahllos rumänische Bürger an. Die Regierung reagierte, indem sie straffällig gewordene Rumänen abschieben ließ.

übernimmt. Für die Nachmittage haben sie sieben Mitarbeiter eingestellt – allesamt Rumänen. „Italiener gehen lieber ins Büro, anstatt richtig zu arbeiten“, doch es gebe auch Gemeinsamkeiten, sagt er. Das Römische Reich erstreckte sich bis weit in das heutige Rumänien hinein, die Sprachen Italienisch und Rumänisch sind eng miteinander verwandt. „Wir teilen außerdem die Ideale von Familie und Freundschaft. Rumänien ist die kleine Schwester Italiens. Die nicht ganz so gut geglückte.“

Dass dieses Gefühl seelischer Verwandtschaft nicht unbedingt auf Gegenseitigkeit beruht, bekommt Ibrian deutlich zu spüren, als er seine erste Bäckerei eröffnet. „In den ersten Monaten ist die Polizei fast täglich bei mir aufgetaucht, um wer weiß was zu kontrollieren.“ Ibrian zermalmt sein Handy fast mit den Fingern, verlagert sein Gewicht immer wieder von einem Bein aufs andere. Er ist sich sicher, dass Neider ihn immer wieder angezeigt haben. „Warum bist du nicht zu Hause geblieben?“, attackierten mich die Dorfbewohner, „Jetzt klaust du uns die Arbeit.“ Ibrian wechselt schnell das Thema, will keine neue Zwietracht säen. Inzwischen hat die Dorfgemeinschaft den rumänischen Bäcker akzeptiert, das Geschäft mit dem Brot zum Kilopreis von vier Euro läuft gut. Am Ende des Monats bleibt immer noch genug, um den daheim gebliebenen Schwestern und den Eltern Geld zu schicken - rund 500 Euro im Monat. Deutsche Touristen kaufen vor allem deshalb bei ihm ein, weil er der einzige weit und breit ist, der sein Brot salzt.

Ibrian, der ursprünglich nur ein paar Jahre lang hatte bleiben wollen, kann sich ein Leben in Rumänien nicht mehr vorstellen. „Dort würde ich mich fremd fühlen.“ Die Kinder, erzählt er, fahren in den Ferien lieber an die Costa Brava als zu den Verwandten nach Rumänien. Doch Ibrian selbst hat eigentlich immer ein bisschen Heimweh. „Ich habe da meine Kindheit verbracht. Das geht nicht weg.“ ■

Selina Byfield und **Sara Mously** sind dem Bäcker mit ihrer Fragerei ziemlich auf die Nerven gegangen.

Am Ende zeigte er sich aber versöhnlich und beschenkte die Autorinnen so reichlich mit Brot, dass es für ein Abendessen mit allen ihren Kollegen genügte.



ZIMMER FREI



„Agriturismo“ nennt sich die italienische Variante von Ferien auf dem Bauernhof. In der Toskana weisen an jeder Weggabelung Schilder zu Höfen mit Gästezimmern. Ihr Versprechen: Alternativ, ökologisch, preiswert. Doch die Hoffnung auf gute Einnahmen mit dem guten Gewissen erfüllt sich immer seltener – hunderte Agriturismo-Höfe machen sich gegenseitig die Gäste streitig.



Nicht weit von Arezzo entfernt, einige Straßenwindungen hinter dem toskanischen Dörfchen Talla, liegt die Auffahrt zum Paradies: Eine weißgraue, staubtrockene Kieselpiste, die sich zur Linken den frühlingshellen Hang hinaufschleibt, immer höher, immer steiler. Nur mit ausreichend Schwung schafft das Auto die Steigung, schwimmt auf dem Schotter dem Bergsattel entgegen, hinter sich eine Staubwolke. Steine trommeln gegen das Bodenblech. Oben, am Ende der Schotterpiste, sanft geschwungene, bewaldete Hügelketten, die sich bis zum Horizont hintereinander reihen. Vögel zwitschern. Zikaden zirpen. Am Rücken des Berges ein aus Bruchstein gemauertes Gästehaus, eine Terrasse, ein Pool mit Liegestühlen. Aber keine Gäste. Nur Angelo Biscu, ein kleiner

kugelige Kerl mit kurz geschorenem Haar. Der Hausherr. Er hat das Paradies für sich.

Der 38-jährige Junggeselle hat das Haus aufwendig renovieren lassen. Hat dafür Schulden gemacht und Fördergelder der EU eingestrichen. Er, Angelo, der Kleinbauer, der zusammen mit seinen Eltern Rosita und Gino und seinem Bruder Patrick seit Jahrzehnten von der Landwirtschaft gelebt hat, von Schafzucht und Käseproduktion. „Davon kann doch ein kleiner Familienbetrieb heute nicht mehr existieren“, sagt er. Er spricht melodisch und gestenreich. „Es musste einfach etwas geschehen.“ Der Ausweg, die Verheißung war: Agriturismo. Urlaub auf dem Bauernhof. Touristen sollten ihr Urlaubsgeld auf den Hügel hinter Talla tragen.

Die Idee des Agriturismo als Alternative zum Massentourismus in den Bettenburgen der Mittelmeerküsten ist nicht neu. Schon 1965 wurde in Rom der Verband Agriturist gegründet, ein „nationaler Verein für Landwirtschaft und Tourismus“, der dem Phänomen Agriturismo seinen Namen gab. Seit 1985 fördert die italienische Regierung den Agriturismo mit Steuererlässen und anderen Subventionen. Sie sieht darin eine ideale Möglichkeit, den Bauernhöfen ein zweites finanzielles Standbein zu ermöglichen und so der anhaltenden Landflucht entgegenzuwirken.

Im Frühjahr 2006 wurde das Gästehaus fertig. Seitdem steht es leer

Die Idee wurde zum Erfolg. In den neunziger Jahren setzte ein regelrechter Boom der Agriturismo-Höfe ein. Der alternative Urlaub wurde zum Massengeschäft, die Toskana zur wichtigsten Agriturismo-Region Italiens, vielleicht sogar weltweit. Immer mehr wollten etwas von dem Kuchen abhaben, der wie im Schlaraffenland seine Bewohner mühelos sättigte. Bauernverbände drängten ihre Mitglieder mitzumachen, Banken gaben bereitwillig Kredite, kommerzielle Ferienhausvermieter versprachen sagenhafte Einnahmen. Als Angelo Biscu sich vor zwei Jahren entschloss, auf den Zug aufzuspringen, war er bereits abgefahren.

Spätnachmittag, nachlassende Hitze, länger werdende Schatten. Rosita Biscu, die von ihrem Haus auf halber Höhe des Hügel zu ihrem Sohn Angelo hochgekommen ist, erinnert sich: „Eine Marketingagentur ist an uns herangetreten und hat von den wunderbaren Möglichkeiten des Agriturismo erzählt.“ Es klang ganz einfach. Man müsse nur das eingefallene Haus auf dem Berg herrichten. Und die Agentur würde Gäste und Geld auf den Hof lotsen. „Das haben viele gemacht, damals“, sagt Mama Rosita. „Und dann hat Angelo sich ein Herz genommen und

gesagt: Ich versuch das auch mal.“ Er nahm einen Kredit auf, baute, renovierte. Im Frühjahr 2006 war das neue Anwesen fertig, vor über einem Jahr. Seitdem steht es leer.

Vierzig Autominuten entfernt, auf einer Anhöhe über der Strada Statale 73, die das Dorf Monterchi mit der Provinzhauptstadt Arezzo verbindet: Ein ähnliches Bild. Ein liebevoll renoviertes Gästehaus, ein Pool, leere Liegestühle. Badia Ficarolo, so der Name des Anwesens, ist ein ehemaliges Benediktinerkloster. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts ist das Grundstück im Besitz der Familie Romani. Seit Ende des 20. Jahrhunderts ist es ein Agriturismo-Hof. Knapp zwei Dutzend Gäste kann das etruskische, langgestreckte Gebäude beherbergen. Oft kommt es nicht mehr vor, dass tatsächlich so viele den Weg hier hoch finden. „Im Moment haben wir gerade einmal zehn Gäste“, sagt Besitzerin Enrica Romani. Es ist Hauptsaison.

1990 gab es ein halbes Dutzend Agriturismo-Höfe. Heute sind es 500

Sicher, die Bewirtung von Gästen ist laut Gesetz ohnehin nur als Nebeneinkunft der Agriturismo-Höfe erlaubt. Haupterwerb muss die Landwirtschaft bleiben. Romani setzt sich an einen der leeren Tische im gelb getünchten Frühstückszimmer, streift eine dunkelblonde Haarsträne aus dem Gesicht und blickt über ihre Schulter aus dem Fenster, auf bewaldete Berghänge. Rund 300 Hektar Wald gehören zu Badia Ficarolo. Die Haupteinkünfte des Hofes kommen von jeher aus der Holzwirtschaft und dem Verkauf von Kastanienhonig, Marmelade und anderen Bioprodukten. Inzwischen aber sei die Gastwirtschaft



Vittoria Petruccioli (oben) und Enrica Romani haben hundertfache Konkurrenz. Jahr für Jahr kommen weniger Gäste auf ihre Güter



Angelo Biscus Gästehaus liegt weit ab der Touristenströme - zu weit, um die schwindenden Einnahmen aus der Landwirtschaft ausgleichen zu können

von der Nebeneinkunft zum Zuschussgeschäft geworden, seufzt Romani. „Ich glaube nicht, dass sich das über das gesamte Jahr gesehen noch ausgleichen wird.“

„Am Anfang, 1990, gab es in der Provinz Arezzo außer Badia Ficarolo nur fünf weitere Agriturismo-Höfe“, erzählt Romani und stützt ihren Kopf in die Handfläche. Heute sind in der Provinz rund 500 Ferienhöfe registriert. In der gesamten Toskana sind es laut einer „Agritourist“-Statistik rund 3800 Höfe, die Zimmer an Touristen vermieten. „Das sind viel zu viele“, sagt Enrica, mit beiden Armen gestikulierend. „Es werden immer mehr. Und niemand tut etwas dagegen.“ Ein Gerangel um die Gäste hat eingesetzt. Es gibt nicht mehr genug für alle.

„Was diese Agenturen machen, ist unseriös“

„Es gibt in der Toskana zu viele Agriturismi“, ist auch Vittoria Petruccioli überzeugt. Sie muss es wissen. Petruccioli ist die Agritourist-Regionalpräsidentin der Provinz Arezzo, eigentlich eine entschiedene Verfechterin der Agriturismo-Sache. Auf mehreren Feldern baut sie Wein und Oliven an. Vor sieben Jahren hat die Universitätsdozentin für Linguistik ihren Hof zum Gasthaus gemacht – ein geerbtes vierstöckiges Bruchsteinhaus aus dem 17. Jahrhundert, ein paar hundert Meter von der berühmten Arno-Brücke Ponte Buriano gelegen. Wie sich die Agriturismo-Schwemme eindämmen lässt – sie weiß es nicht. Sie ist eine entschiedene Gegnerin von Vermittlungsagenturen. Sie weiß, dass viele Agriturismo-Höfe auf diese zurückgreifen, trotz deren teilweise abenteuerlich hohen Kommissionen. „Den Bauern ist es lieber, ganz wenig dazu zu verdienen als arbeitslos zu sein.“ Denn ohne den Nebenverdienst aus dem Tourismusgeschäft könnten viele Bauernhöfe schon lange nicht mehr existieren. Die vollmundigen Versprechen der Marketingagenturen treffen auf offene Ohren. Hof um Hof kommt hinzu im Werben um Alternativurlauber. Und am Ende reicht es für niemanden mehr zum Überleben. „Was diese Agenturen machen, ist unseriös“, schimpft Petruccioli. „Viele von denen sind Gauner.“

Manche von ihnen sind auch einfach nur inkompetent. Angelo Biscu kann eine Geschichte davon erzählen. Die Marketingagentur, die ihm zu Agriturismo und zum Schuldenmachen überredet hatte, vergaß ihren Teil der Abmachung: Für Gäste und Geld zu sorgen. Sie versäumte im ersten Jahr schlicht, Werbung für den restaurierten Hof zu machen. „Sehr schade“ sei das gewesen, sagt Mama Rosita. Schade auch für die Agentur – laut Vertrag gehen 56 Prozent der Mieteinnahmen an sie.

Dieses Jahr soll Angelo in seinem Paradies endlich Gesellschaft von Gästen bekommen, verspricht die Agentur. „In der Hauptsaison, von Juli bis August, ist das Haus ganz gut gebucht“, sagt er und versucht sich an einem optimistischen Blick. Abseits der Hauptsaison allerdings ist keine Saison. In den restlichen zehn Monaten des Jahres bleiben die Betten leer. Angelo lässt sich von dem Leerstand und seinem Berg an Schulden nicht entmutigen. Er hofft weiter, dass die Agentur alles richten wird. Und nutzt die Zeit des Alleinseins. So lange keine Gäste kommen, kann er hier oben wohnen. Vor dem Fenster ein paradiesisches Panorama, ein Pool und drei Blumenkästen. Auf dem Kühlschrank ein kleiner Fernseher. Vor dem offenen Kamin eine angebrochene 24er-Palette Dosenbier. Es lässt sich aushalten als Bauernopfer. ■



Als **Frederik Klaustermeyer** und **Markus Wanzeck** Agriturismo-Höfe aufsuchen wollten, war dies alles andere als einfach. Die Wegbeschreibungen waren vage. Zudem schien auf jedem einzelnen Hügel der Provinz Arezzo ein Agriturismo auf Gäste zu warten – und auf recherchierende Reporter.

Auf den Rat einer Marketingagentur hin haben Angelo Bisco und seine Mutter Rosita 2006 ein Ferienhaus errichtet





„Ich finde es schön, dass die Schwangerschaft so deutlich zu sehen ist.“ Don Vasco ist überzeugt, dass die Madonna del Parto genau im siebten Monat schwanger ist

MUTTER MARIA WOHNT HIER NICHT MEHR

Im hintersten Winkel der Toskana kämpft ein alter Priester darum, das berühmteste Fresko von Piero della Francesca an seinen Ursprungsort zurückzuholen.

Der 16. März 1992. Die Menschen in dem kleinen Ort Monterchi schlafen noch, da machen sich gottlose Räuber ans Werk. In der Kapelle Santa Maria Momentana kreischt die Steinsäge durch uraltes Mauerwerk rund um das unschätzbar kostbare Fresko und löst es aus der Wand. Mit vereinten Kräften hieven es die Kerle in ihren Transporter und fahren davon. Die heilige Madonna del Parto, die einzige bekannte Darstellung einer hochschwangeren Mutter Gottes, ist in die Hände von Barbaren gefallen. Nur Pietro Landini, der Bürgermeister, wusste etwas. Er hatte den Räufern die

Tür zur Kapelle geöffnet und verriegelte sie nun wieder.

„Landini ist ein Gauner“, stößt Don Vasco hervor

So ähnlich muss es sich abgespielt haben, zumindest in der Vorstellung Don Vasco Donati Sartis, Pfarrer der Nachbargemeinde Le Ville. Er malt sich oft die Nacht aus, in der das Fresko in die ehemalige Volksschule von Monterchi verfrachtet wurde, um dort restauriert zu werden.

Don Vasco sitzt in seinem Arbeitszimmer. Auf dem massiven Tisch vor ihm liegen kreuz und quer übereinander Bildbände und Kunstbücher, einige sind auf-



Fünfhundert Jahre war die Kapelle Santa Maria Momentana die Heimat der Madonna. Nun ist sie verschlossen und dem Verfall preisgegeben

geschlagen: Leonardo da Vinci, Giotto und, immer wieder, Piero della Francesca. Terrakotta-Reliefs, Ölgemälde und verblichene Kunstdrucke pflastern die Wände. Alle zeigen die Madonna del Parto. Gegenüber der Zimmertür thront eine eindrucksvolle Version des allgegenwärtigen Motivs: Mit stillem Stolz steht sie da, die rechte Hand auf den Bauch gelegt, die linke in die Hüfte gestemmt. Ihr indigoblaues Kleid fällt bis zu den Füßen herab, auf beiden Seiten stehen Engel und öffnen vor ihr den Vorhang eines runden Baldachins. Fünfzehn Jahre liegt

ihre Entführung zurück. Hat er inzwischen dem Bürgermeister vergeben? „Landini ist ein Gauner“, stößt Don Vasco hervor.

Die Muttergottes hinter Panzerglas

Zwei Jahre werkelten Experten an dem 500 Jahre alten Fresko, frischten Farben auf und rekonstruierten fehlende Füße. Die Madonna hätte danach in die Kapelle zurückkehren können. Doch das Kultusministerium befand deren Zustand für zu schlecht und den eigenen Etat für eine Renovierung für zu klein. Bürgermeis-

ter Landini hatte zudem eigene Pläne entwickelt. Er behielt das Fresko in der Volksschule, stellte am Eingang einen Tresen auf und verlangte ab sofort drei Euro Eintritt. Den 1800 Einwohnern von Monterchi bescherte er damit ein Museum mit nur einem Kunstwerk, der heiligen Muttergottes hinter Panzerglas.

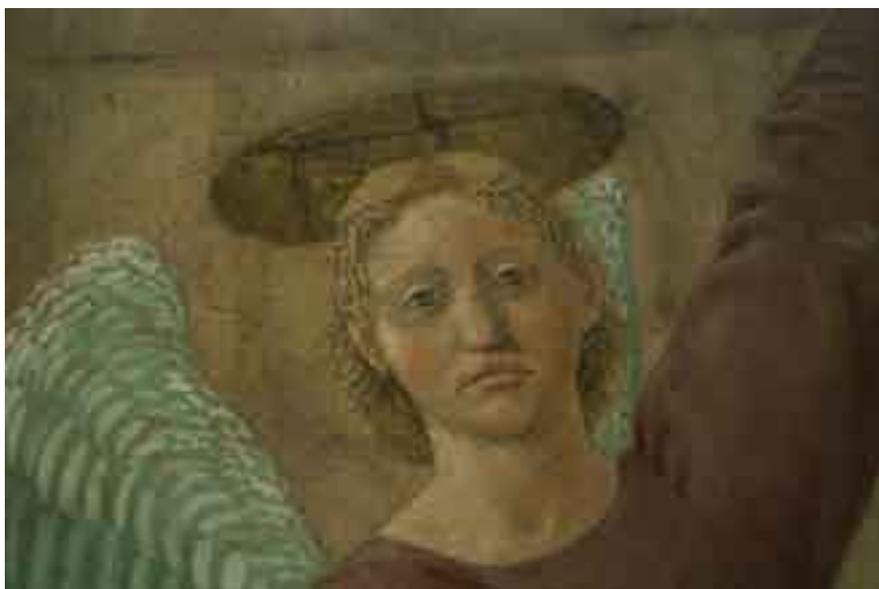
Seit dem 14. Jahrhundert diente die Kapelle als Pilgerstätte für schwangere Frauen, die um den Segen der Madonna del Parto baten. Vor allem aber beteten Frauen zu ihren Füßen, die sich Kinder wünschten. „Noch heute

kommen sie und stellen eine Vase mit Blumen vor die Kapelle“, sagt Don Vasco. „Aber ins Museum gehen sie nicht.“

Monterchi liegt an der Grenze zu Umbrien. Am Horizont erkennt man den Apennin, die Sonne strahlt über einer Ebene, in der nur ein paar Hügel an die gewellte Toskanalandschaft erinnern. Das mittelalterliche Dorf scheint aus einem solchen Hügel herauszuwachsen, ebenso die Kapelle, die zwei Kilometer entfernt auf einer Anhöhe liegt. Zypressen spenden etwas Schatten, Putz bröckelt von den Wänden. Nichts zu holen hier, doch die Kapelle bleibt verrammelt. Im Bürgermeisteramt von Monterchi gibt man sich ebenfalls verschlossen. Niemand sei berechtigt, die Kapelle zu betreten. Ein Grund wird nicht genannt.

„Eine Abtreibung“, sagt Don Vasco

Don Vasco glaubt zu wissen, warum der berühmte Piero della Francesca seine schwangere Madonna ausgerechnet an die Wand dieser Provinzkapelle malte. Der Pfarrer greift zu seinem Zeigestock. Über einem Unterhemd trägt er sein gelbes Hemd offen, die knochigen Arme holen weit aus. „Der Hügel, auf dem die Kapelle steht, war Juno geweiht, der römischen Göttin der Geburt.“ Schon zur Zeit der Etrusker seien Frauen an diesen Ort



Ausschnitt aus dem Madonnenfresko

gepilgert, um Wasser aus dem Bach vor der Kapelle zu trinken, das ihnen viele, möglichst männliche Nachkommen beschern sollte. „Sogar Tiere brachte man zum Trinken hierher, damit sie viele Junge bekämen“, sagt Don Vasco. Er glaubt, dass Piero den heidnischen Mythos kannte und ihn mit seiner Madonna in eine christliche Version transformieren wollte. Der Umzug des Bildes ist in seinen Augen ein Frevel, schlimmer noch: „Eine Abtreibung“.

Der Bischof von Arezzo klagte gegen den Madonnenraub, doch gegen das Kulturministerium konnte er nichts ausrichten. „Italien hat die Pflicht, sein kulturelles Erbe zu bewahren“, sagt Lucia Facchielli. Die Kunsthistorikerin aus Arezzo führt Besucher auf den Spuren Piero della Francescas

durch die Toskana. Im vergangenen Sommer war der Andrang wegen einer Sonderausstellung über Piero besonders groß. Postkarten, Weine mit Piero-Konterfei und Madonna-del-Parto-Devotionalien zeugen vom florierenden Geschäft. Dass das Fresko irgendwann in die Kapelle zurückkehren könnte, hält Facchielli für unwahrscheinlich, obwohl das Museum ursprünglich nur als Provisorium gedacht war. „Für die Wirtschaft im Dorf ist es gut und für den Zustand des Bildes auch. Hier kann die Luftfeuchtigkeit besser kontrolliert werden“, sagt sie. „Und die Schwangeren können das Bild ja immer noch sehen, ohne zu zahlen.“ Sie zeigt auf eine kleine Infotafel am Eingang: „Für Einwohner von Monterchi und Schwangere ist der Eintritt frei“ steht darauf.



Wo man hinblickt, ein Abbild der Madonna: Don Vasco hat sich dem Kampf um seine heilige Jungfrau verschrieben

„Die meisten Frauen wissen das aber gar nicht und sind überrascht, wenn ich darauf hinweise“, sagt die Ticket-Verkäuferin, eine junge, dunkelblonde Frau, die inmitten von Madonna-Souvenirs auf einem Barhocker sitzt. Ihr Bauch weist eine beachtliche Wölbung auf. Hat auch sie von der Wundertätigkeit der Madonna del Parto profitiert? Sie lacht. „Nein, aber ich fühle mich hier sehr gut behütet.“

Der kommunistische Bürgermeister Landini hätte mit seiner Nacht- und Nebelaktion geschafft, was nicht einmal die Nazis vermocht hatten, wettet Don Vasco. Noch heute erzählt man sich im

Dorf stolz von den hundert Frauen aus Monterchi, die sich den Wehrmachtssoldaten in den Weg stellten und damit verhinderten, dass das Fresko in ein deutsches Museum verschleppt wurde.

Gefahr drohte dem Bild seit je. Schon zur Zeit der Gegenreformation sah die Kirche die zutiefst menschliche Darstellung der heiligen Jungfrau als Ketzerei an. Papst Paul V. sandte seine Häscher aus, um alle Kunstwerke zu vernichten, die Zweifel an der unbefleckten Empfängnis wecken konnten. Deshalb sind aus dieser Zeit fast nur idealisierte Jungfrauen erhalten.

Er schweigt, blickt zu seiner Madonna empor. „Ich finde sie sogar erotisch“

Don Vasco, in der Nähe von Arezzo geboren, verbrachte für sein Theologiestudium sieben Jahre in Florenz. „Diese Zeit hat mich verändert“, sagt er. Weil er sich über die rückständigen Ansichten der Dozenten so sehr ärgerte, wollte er mit den Symbolen der Kirche nichts zu tun haben. Als erstes verabschiedete er sich von seinem Priesterhut, den er nach seiner Ordination in den Arno schmiss. Seinen Mut, kirchliche Traditionen über Bord zu werfen, hat er sich bewahrt: „Ich finde es schön, dass die Maria so menschlich dargestellt und die Schwangerschaft so deutlich zu sehen ist“, sagt er. „Sie sieht aus wie eine Bäuerin, hat aber trotzdem eine adlige Aura.“ Ein Moment Stille. „Ihr Gesicht bewegt mich“, sagt er schließlich, „ich finde sie sogar erotisch.“ Er schweigt, blickt zu seiner Madonna empor.

Der Streit zwischen dem Bürgermeister und dem Pfarrer dauert an. Er erinnert an die vierzig Jahre alten Filme über die Fehden zwischen Don Camillo und Peppone, bei denen – mit Gottes Hilfe – meist der Pfarrer gewann. Als vor zwei Jahren ein neuer Ortsvorsteher gewählt wurde, der das Fresko wieder an seinen Ursprungsort holen wollte, schienen auch die Siegchancen



für Don Vasco zu steigen. Doch die Diskussionen mit Gemeinde, Bischof und Ministerium verließen im Sand. Selbst ein Bittgang mit dem neuen Bürgermeister ins Kulturministerium nach Rom wurde nur mit schönen Worten belohnt. Don Vasco Donati Sarti klingt bitter, seine Stimme zittert. „Ich habe aufgehört zu kämpfen. Ich bin jetzt zu alt.“ Er blickt zu Boden, Tränen rollen über das faltige Gesicht. Seine einzige Liebe, die ihm als Priester erlaubt ist, wird wohl nicht zu ihm zurückkehren. ■

Die Madonna del Parto ist das einzige Kunstwerk im Museum von Monterchi. Die Luftfeuchtigkeit wird genau kontrolliert, höchstens 25 Personen dürfen gleichzeitig in den Raum

*Die Autoren **Anne Meyer** (r.) und **Torben Dietrich** (l.) verließen Monterchi beeindruckt von der Leidenschaft des Priesters und werden von nun an jedes Madonna-Bildnis nach Anzeichen einer Schwangerschaft absuchen.*







SAG MIR, WO DIE MENSCHEN SIND

Der Enkel des italienischen Modeschöpfers Salvatore Ferragamo erweckte ein ganzes Dorf in der Toskana aus seinem Dornröschenschlaf. Aber warum sind die Straße menschenleer?

Der kräftig gebaute Mann knallt den Bierkrug auf den Tisch. Sein Gegenüber schaut ihn starr an, prostet ihm zu und lässt seinen Krug ebenfalls auf die schwere Tischplatte sausen. Das Schauspiel wiederholt sich. Immer wieder. Doch hier bewegen sich nur mechanische Holzfiguren in verstaubten Kästen. Mehr nicht.

Das kleine toskanische Dorf Il Borro im Jahr 1970. Dorfpfarrer Don Pasquale Mencattini schnitzt in seinem Kämmerchen geduldig an hölzernen Puppen, Werkstätten und Landschaften. Stundenlang. Die von ihm in mühevoller Arbeit geschaffenen Holzwelten, die auf Knopfdruck zum Leben erwachen, spiegeln das Bild seines Dorfes wieder: Il Borro. Der Bäcker, der Schreiner, der Müller – alle gehen ihrer Arbeit nach. Treffen sich im Wirtshaus, bevor sie in ihre gemütlichen Häuser zurückkehren. Doch bereits in den siebziger Jahren hat dieses Bild einen Riss, entspricht eher der Wunschvorstellung des Pfarrers als der Realität. Immer mehr Bewohner treibt es fort in die Städte.

Der alte Adelssitz samt Dorf gehörte dem Herzog von Aosta, einem Cousin des letzten Königs von Italien. Der zeigte nur wenig Interesse an seinem Besitz. Vielleicht konnte er ihn nicht retten, vielleicht wollte

Im abendlichen Licht versprüht Il Borro den Charme der unberührten Toskana





er es nicht. Keiner weiß das so genau. Während er in seiner prächtigen Villa auf einem Hügel über den Dächern Il Borros thronte, verfielen die Ländereien, verwilderten die Weinberge.

In den neunziger Jahren prägten eingestürzte Dächer, schlammige Wege und zerstörte Mauern das Bild des Dorfes. Es stand kurz vor dem endgültigem Zerfall. Viele Bewohner gaben auf, zogen weg. Nur ein paar Hartgesottene hielten an ihrem Hügelidyll fest. 1993 wohnten noch 25 Menschen in Il Borro. Unter ihnen Pfarrer Don Pasquale und seine Nichte Marta. „Das Dorf war kaum mehr bewohnbar“, sagt die heute 62-Jährige und zieht an ihrer Zigarette. „Alles war kaputt, ganze Wände eingestürzt, die Wege waren eine Katastrophe.“

„Das will ich haben“

Dann kam die Wende: Salvatore Ferragamo, der Enkel des berühmten Modeschöpfers aus Florenz, befand sich auf einem Jagdausflug durch die Wälder rund um Il Borro. „Ich habe mich gleich in den Anblick dieses Dorfes verliebt.“ Salvatore trägt den gleichen Namen wie sein Großvater, der mit Schuhen für Marilyn Monroe, Sophia Loren und Audrey Hepburn ein millionenschweres Modeimperium aufbaute. Doch er ist aus anderem Holz geschnitzt. Die Hektik der Modebranche ist ihm zuwider, er liebt das ruhige Landleben und so zog er sich aus dem florierenden Unternehmen zurück. In lässigen Jeans sitzt er in seinem Empfangszimmer im ehemaligen Herzogspalast, stützt die Unterarme auf den Holztisch und drückt die Fingerspitzen aneinander. Die Streifen seines Hemdes haben die gleiche blaue Farbe wie seine Augen. „Für mich stand fest – das will ich haben“, sagt Salvatore. Was sein Vater Ferruccio Ferragamo für den königlichen Besitz, samt Dorf und Palazzo bezahlt hat, darüber sprechen die Ferragamos nicht. „Zahlen verderben die Poesie der Geschichte“, erklärt Salvatore knapp und sein Mund wird zu einem schmalen Strich.

Im Dorf sind sie sich einig: Die Ferragamos waren ihre Rettung. Niemand wurde gezwungen wegzuziehen. Die Ferragamos schafften Arbeitsplätze, restaurierten das gesamte Dorf. Über dem Ende einer römischen Steinbrücke erheben sich die Fassaden. Aus einem tristen und heruntergekommenen Flecken in der Toskana wurde ein Schmuck-

Teure Autos sind in Il Borro kein seltener Anblick. In dem toskanischen Dorf erholen sich die Reichen und Schönen

stück, das nicht künstlich wirkt, sondern aussieht, als sei es nur ein wenig geliftet.

Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Niemand kauft aus reiner Herzensgüte ein Gelände, fast so groß wie 1000 Fußballplätze, nur um es vor dem Verfall zu bewahren.

Die Ferragamos, allen voran Salvatore, haben große Pläne mit Il Borro. „Die erste Phase ist jetzt abgeschlossen“, verkündet er.



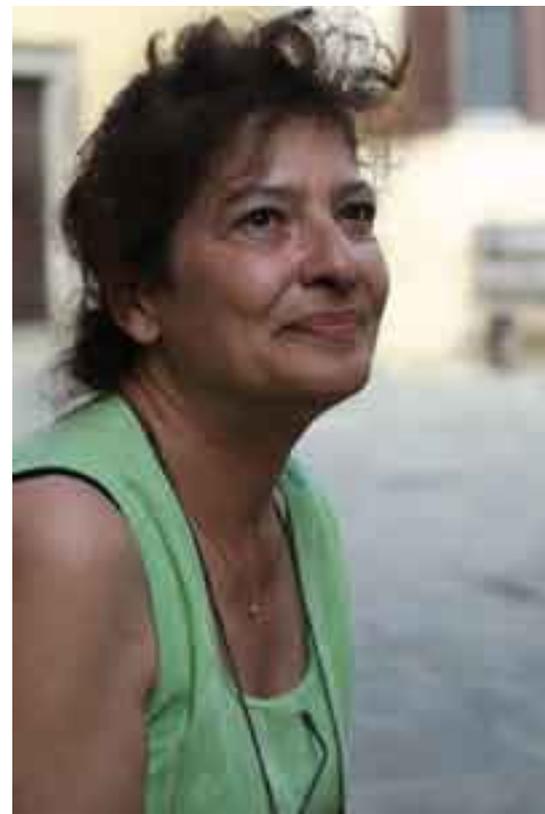
Ein Relikt aus der Vergangenheit: Heute arbeitet Il Borros Schreiner nur noch in einem verstaubten Holzkasten (links)

„Die Seele des Dorfes hat sich nicht verändert“

Die erste Phase begann vor etwa acht Jahren. Der Goldschmied Massimo Sacchetti, der exklusiven Schmuck in antikem und mittelalterlichem Stil fertigt, erinnert sich: „Salvatore rief mich an und fragte, ob ich in Il Borro ein Geschäft eröffnen wolle. Ich müsste keine Miete zahlen. Da habe ich sofort zugesagt.“ Als der 35-Jährige ins Dorf kam, liefen die Restaurierungsarbeiten auf Hochtouren. „Il Borro war eine riesige Baustelle. Alles wurde erneuert.“ Mit ihm kamen vier weitere handwerkliche Kunstbetriebe, die das gleiche Angebot bekommen hatten. Salvatore Ferragamo liebt Kunst, „vor allem die aus traditionellem Handwerk.“ Er sieht sich als Kunstförderer. Ähnlich geht es ihm mit dem Wein. Seine Leidenschaft ließ die Produktion von 6000 Flaschen im Jahr 1999 auf voraussichtlich 150 000 Flaschen in diesem Jahr anwachsen. Mittlerweile lagern 700 Weinfässer in seinen Kellern.

Aber etwas fehlt im alten toskanischen Dorf: die Menschen. Beim morgendlichen Gang über die alte Steinbrücke wirken die verwinkelten Gassen wie ausgestorben. Friedlich und ruhig, aber eben auch unwirklich. Kein Kindergeschrei, keine streunenden Hunde. Die Bänke auf dem Marktplatz sind verlassen, die Türen der Häuser verschlossen. Nur in den Geschäften warten Künstler und Handwerker auf ihre Kundschaft. „In den Abendstunden kommen die meisten Touristen von ihren Ausflügen wieder. Dann haben wir mehr zu tun“, versichert Goldschmied Massimo. Doch hier leben will er nicht.

Marta Mencattini kann das nicht verstehen. „Wir sind nur noch acht Bewohner“, sagt sie, „aber eine feste Gemeinschaft.“ Auf dem Weg zu ihrem Haus mit der eigenwilligen blauen Treppe schweift ihr Blick über die Wälder, und leise sagt sie: „Die Hülle des Dorfes hat sich ver-



Marta Mencattini ist eine der letzten wahren Bewohner Il Borros (oben)

*Die beiden Autorinnen **Kristin Oeing** und **Carolin Gagidis-Rappenberg** waren zuerst hingerissen von der Idylle Il Borros. Bis ihnen auffiel: Hier fehlen die Menschen. Auch den Fahrer des Ferraris mussten die zwei erst suchen. Dem Champagner-Angebot auf seiner Luxus-Terrasse widerstanden sie.*



Salvatore Ferragamo. Der Medienprofi lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Er weiß, wie er sich und seinen Hund Nikita ins rechte Licht rückt (oben)

Der alte Weinkeller des Herzogs reicht schon lange nicht mehr aus. In den neuen Gewölben ist mehr Platz (rechts)

ändert, aber nicht seine Seele.“ Dank Salvatore kann Marta in Il Borro bleiben. Ihr Haus ist frisch renoviert, ihre Stelle im Hotel der Ferragamos sicher.

Insgesamt 65 Arbeitsplätze wurden in Il Borro geschaffen. Die meisten Angestellten kommen aus dem Nachbarort San Giustino Valdarno. Dass Il Borro mittlerweile mehr Kulisse ist als Schauplatz des realen Lebens, stört hier wenige. Schon gar nicht die Touristen, die vorwiegend aus England kommen. Urlaub kann sich hier allerdings nur ein ausgewählter Kreis leisten. Eine Woche in der Villa kostet stolze 33 600 Euro – inklusive Butler und Zimmermädchen. Ein Appartement ist in der Nebensaison ab 200 Euro pro Nacht zu haben. Gäste wie Camilla Parker Bowles, Caroline von Monaco oder Don Johnson waren in Il Borro zu Gast. Tür an Tür wohnen sie hier mit den Ferragamos. Der Familienclan verbringt seine freie Zeit in Il Borro. Pferdekoppel, Swimmingpool und Fußballplatz gehören zum Anwesen – Träume, die sich Salvatore Ferragamo bereits erfüllt hat.



Camilla Parker Bowles, Caroline von Monaco oder Don Johnson waren in Il Borro zu Gast. Tür an Tür wohnen sie hier mit den Ferragamos. Der Familienclan verbringt seine freie Zeit in Il Borro. Pferdekoppel, Swimmingpool und Fußballplatz gehören zum Anwesen – Träume, die sich Salvatore Ferragamo bereits erfüllt hat.

Il Borro soll Salvatores Lebenswerk werden

Schon bald wird „Phase zwei“ beginnen. „Il Borro soll ein richtiges Ferien-Resort werden, mit Golfplatz und Spa. Auch den Weinanbau wollen wir maximieren“, erzählt Salvatore. Seine Hände fahren durch die Luft, ballen sich zu Fäusten. Ein gespannter Flitzebogen, der nur darauf wartet, seine Pfeile abzuschießen. Il Borro: seine Leidenschaft. Bewusst versucht Salvatore sein Herzstück von dem Familiennamen abzukoppeln. So gibt es kein Ferragamo-Geschäft auf dem Gelände. Nirgendwo, weder auf Weinflaschen noch in den Hotelprospekten, entsteht ein Zusammenhang zur berühmten Modemarke. „Il Borro“ soll ein Eigenname werden. Salvatores Lebenswerk, abseits der Fußstapfen seines Großvaters.

Pfarrer Don Pasquale erlebt die zweite Phase der Veränderung nicht mehr mit. Er ist vor drei Jahren gestorben. Doch seine Holzwelten existieren noch. In einem dunklen Keller stehen sie, wie Reliquien aus einer anderen Zeit. ■





TOSKANA MIT GOLDRAND

Seit Jahrhunderten versorgt die Provinzhauptstadt Arezzo die Welt mit Goldschmuck.

Doch seitdem China auf den Markt drängt, sind die Zeiten härter geworden.

Farbe blättert vom Schild über dem rostigen Tor. Der Firmenname lässt sich eher erraten als lesen. UnoAerre, Italiens größte Schmuckfirma. Wie verlassen liegt sie vor den Toren der Provinzhauptstadt Arezzo. Auf dem Parkplatz ein Dutzend Autos, weit und breit kein Mensch, nicht einmal das Wachhäuschen ist besetzt. Wer würde vermuten, dass



diese Fabrik tonnenweise Gold verarbeitet?

Der irakische Diktator Saddam Hussein wusste es. Im Jahr 1989 bestellte er 1500 Schwerter aus massivem Gold. Gute Zeiten für Saddam Hussein, gute Zeiten für UnoAerre, die älteste Schmuckfirma Arezzos. Silvia Ghiori lächelt. „Er hat uns beauftragt, weil wir die Besten sind“, erklärt die Museumsführerin. Als sie merkt, dass der Auftrag dieses blutrünstigen Kunden womöglich nicht das beste Licht auf die Firma wirft, fügt sie hastig hinzu: „Er wollte sie ja nicht zum Kriegführen, sondern nur, um seine Offiziere damit zu beehren.“

Ein Millionengeschäft, das allerdings platzte, als Saddam Hussein 1990 Kuwait überfiel und Italien ein Handelsembargo gegen den Irak verhängte.

„Fünfhundert Schwerter haben wir Saddam Hussein geliefert“

„Fünfhundert Schwerter haben wir noch geliefert, den Rest mussten wir einschmelzen. Anderen Kunden waren die nicht mehr zu verkaufen, wir hatten ja schon den Namen des Diktators eingraviert.“

Von den knapp ein Meter langen und sechs Kilo schweren Ehrengaben gibt es nur noch einen

In den filigranen Goldketten steckt viel harte Arbeit



Massimo Chini vor dem Porträt seines Vaters und seines Onkels (oben)

Massenware Goldschmuck (unten)



silbernen Prototyp im hauseigenen Museum der Goldfabrik. Ein Fremdkörper zwischen funkelnden Schmuckkollektionen und ausgedienten Maschinen, die zum Teil noch aus der Gründerzeit des hundertjährigen Familienunternehmens stammen.

Jahrzehnte lang gab es weltweit keine zweite Firma, die so gut im Goldgeschäft war. „Künstler wie Dalí haben Kollektionen für uns entworfen, auch mit Dis-

ney hatten wir Verträge“, sagt Ghiori und deutet auf eine daumengroße goldene Micky Maus. Saddam Husseins Zeiten sind vorbei, auch UnoAerre kannte bessere. In Italien ist die Firma zwar nach wie vor Marktführer, aber immer mehr Schmuck kommt aus China. „Unsere Qualität hat der natürlich nicht, aber die Leute reizt der günstige Preis“, seufzt Ghiori.

„Die Chinesen sehen eine Maschine und wissen, wie man sie baut“

Die Chinesen. Auch Enzo Scartoni, 52, machen sie Sorgen. Seit zwanzig Jahren produziert sein Unternehmen Orchidea Kettenverschlüsse. „Weltweit gibt es nur fünf Firmen, die Verschlüsse herstellen. Vier davon sitzen in Arezzo“, erklärt er. Wie lange noch? Er zuckt die Schultern, breitet aber gleich darauf die Arme aus, als wolle er den Raum und alles darin umarmen. „All die Maschinen hier habe ich selbst entworfen! Wir Italiener haben viele Ideen. Die Chinesen haben keine, aber die sehen eine Maschine und wissen, wie man sie nachbaut.“ Einen Moment lang sieht Scartoni nachdenklich aus. Doch gleich darauf lacht er, greift in eine Kiste voller goldener Verschlüsse, lässt sie durch seine Finger rieseln und zurück in den Behälter prasseln. Sein Lebenswerk. „Ein kompliziertes System“, sagt er und geht

durch seine kleine Fabrik, wo seine Maschinen rattern und Arbeiter das Edelmetall in langen Rollen hinter sich herziehen, als sei es Klopapier. In seinem Büro, in dem Fotos berühmter Kunden wie das eines Spielers der Nationalmannschaft an der Wand hängen, senkt er seine runde Gestalt in den Chefsessel und zeichnet zwei bogenförmige, ineinander greifende Linien auf ein Blatt Papier. „So etwas produzieren, das kann nicht jeder.“ Mindestens noch zehn Jahre bräuchten die Kopierweltmeister aus China, um aus zwei gebogenen Metallteilchen einen Kettenverschluss herzustellen.

Die Garagenzeiten sind vorbei

Die meisten Fabriken in Arezzo haben wie Orchidea als kleine Familienunternehmen angefangen und befinden sich noch immer im Besitz ihrer Gründer oder deren Nachkommen. Massimo Chini ist so ein Nachfahre, der quasi in seine Fabrik hinein geboren wurde. Lächelnd betrachtet er das Bild zweier älterer Herren, das an der Wand seines Büros hängt. Sein Onkel und sein Vater. Gründer der Firma, die von dort oben auf die neuen Firmenherren hinablächeln. Zu ihren Söhnen und seit einigen Jahren auch zu ihren Enkeln. „Mein Vater und mein Onkel haben eine Maschine gebaut und in der Garage ihrer Eltern begonnen, Ketten her-

zustellen.“ Die Garagenzeiten sind vorbei. Den Ketten sind die Chinis treu geblieben. Noch immer bilden sie einen Großteil des Firmenumsatzes. Chini jr. geht durch seine Fabrikhalle. Der Lärm der Maschinen verschluckt jedes zweite Wort. Chini merkt nichts davon, er ist den Krach gewohnt. Schon als kleiner Junge war er hier, seit sein Vater im vergangenen Jahr gestorben ist, ist er der Chef. „Er war bis zum Schluss dabei, konnte sich nicht von dem Unternehmen trennen.“

Familiensinn gegen Billigware. Leute wie Scartoni und Chini versuchen das romantische Märchen vergangener Zeiten zu bewahren, auch wenn Arezzo, il città dell'oro, nicht märchenhafter ist als jede andere Industriestadt Italiens. Die Ware Gold hat die Stadt reich gemacht, und so soll es bleiben. Zehn Tonnen werden in und um Arezzo monatlich bearbeitet. Am Fließband, nach immer gleichem Schema, wird angefertigt, was Mode ist. Bei UnoAerre ist das zur Zeit die „Romantik-Kollektion“. Ringe, die in einem Guss gefertigt werden. „So etwas lieben die Leute!“, beteuert Ghiori. Die Menschen kaufen Schmuck, um etwas Einzigartiges zu verschenken. Auf ihren Streifzügen durch die mittelalterlichen Gassen von Arezzo betrachten sie die vermeintlichen Unikate in den effektiv arrangierten Auslagen der Juweliere.



Schmuck aus dem Museum von UnoAerre



Trotz moderner Technik: Die Details bleiben Handarbeit

Bei Chini und UnoAerre stapelt sich der Schmuck in Kisten und wirkt wie billiger Flitterkram aus dem Kaugummiautomaten.

Auf der Suche nach dem Besonderen

Massimo Sacchetti träufelt Wachs in eine Form. „Das wird ein Modell. Die endgültige Fassung entsteht danach.“ Das Ergebnis wird ein breiter, goldener Ring sein. Nach etruskischem Vorbild. Goldschmiedekunst hat in der Toskana eine lange Tradition. Vor mehr als 2000 Jahren schufen etruskische Goldschmiede über Feuerstellen komplizierte und kostbare Kunstwerke. Die Etrusker gelten bis heute als Meister des Schmuckhandwerks. Vor allem in der Bearbeitung von Gold waren sie technisch und künstlerisch

perfekt. Bemerkenswert sind besonders die winzigen Kügelchen oder goldenen Fäden, mit denen die Etrusker ihren Schmuck verzierten.

Der junge Goldschmied Sacchetti lebt davon, dass seine Kunden etwas Besonderes wollen. Zur Inspiration studiert er historische Quellen, wie zeitgenössische Gemälde, oder geht in Kunst- und Gewerbemuseen. Seine kleine Werkstatt liegt in Il Borro, in der Nähe von Arezzo. In der Schautheke glänzen seine Schmuckstücke: breite Ringe, mit Bernstein verzierte Armreifen, filigrane Kettenanhänger. In der Werkstatt liegen Wachsreste, kleine Feilen, Meißel, Lupen und Skizzen für künftige Kollektionen. Ein Hauch von Goldstaub liegt in der Luft. „Es läuft ganz gut, aber allein



davon leben, könnte ich nicht“, gesteht er. Gelegentlich nimmt er daher Designaufträge von anderen Firmen an, aber im Gegensatz zu den Goldfabriken von Arezzo fürchtet sich Massimo Sacchetti nicht vor der Zukunft und schon gar nicht vor China. „Jedes Stück von mir ist ein Unikat. Da ist chinesische Massenware keine Konkurrenz!“

„Auch mit China werden wir fertig“

Die toskanische Goldindustrie wartet ab, ob es ein Duell um den Goldmarkt mit China geben wird. Bei UnoAerre und anderen Schmuckfabrikanten vor Ort hat man schon ganz andere Anfechtungen überlebt. Museumsführerin Silvia Ghiori weiß ein Lied davon zu singen:

„Sehen Sie diese Eisenringe, die stammen aus der Mussolini-Ära.“ Damals finanzierte der Staat die Kriegsindustrie mit Gold. Handel damit war verboten, selbst ihren Privatschmuck mussten die Italiener abliefern. „Oro per la Patria“ - „Gold fürs Vaterland“: So wurden auf Geheiß des Diktators die neuen Kollektionen getauft. In ihrer Not stiegen die Firmen auf Eisen ums. Arezzo überlebte und erreichte nach dem Krieg eine neue Blüte.

Silvia Ghiori schließt das Museum, lächelt siegesgewiss und behält das letzte Wort: „Auch mit China werden wir fertig!“ ■

„Gespendet, um die Standhaftigkeit der Kämpfer zu unterstützen, die den glorreichen Irak verteidigen“: Von den für Saddam Hussein gefertigten Schwertern ist heute nur noch der Prototyp vorhanden



*Dass nicht alles Gold ist, was glänzt, sahen die Autoren **Sarah-Juana Holz** und **Sascha Hellmann** auf ihrer Recherche durch die Schmuckindustrie von Arezzo bestätigt. Neben so manchem Glanzstück fanden sie manches auch einfach nur goldig.*

TIPPS, ADRESSEN, ANSPRECHPARTNER

Touristen-Information in Arezzo

Piazza della Repubblica 28
Kontakt: +39-0575-377678
info@arezzo.turismo.toscana.it

Agriturismo-Höfe

Angelo Biscu
Casoli 38
Talla
Kontakt: +39-0575-597783

Badia Ficarolo/Inh.: Enrica Romani
Palazzo del Pero 57
Arezzo
Kontakt: +39-0575-369254
www.agriturismobadiaficarolo.com

Lo Spicchio/Inh.: Vittoria Petruccioli
Cincelli 36
Arezzo
Kontakt: +39-0575-965090

Reiterspiel

Giostra del Saracino

Termine 2008:
21. Juni und 7. September
www.giostradelsaracino.arezzo.it

Werke von Piero della Francesca

Dom
Piazza del Duomo
Arezzo
täglich 7-12.30 Uhr und 15-18.30 Uhr

Die Madonna ist im
Museo Madonna del Parto in Monterchi,
Via Della Reglia 1, zu sehen
täglich 9-13 Uhr und 14-18 Uhr

Rumänische Bäckerei

Forno Rassina di Ibrian Vasile
Via Roma 18
Rassina

Gold- und Schmuckmuseum

Museo Aziendale Gori Zucchi UNOAERRE
Via Fiorentina 550
Arezzo
Montags bis freitags
9-17 Uhr
(telefonische Anmeldung empfehlenswert)
Kontakt: +39-0575-925862

Il Borro

Kontakt: +39-055-977053
ilborro@ilborro.it
www.ilborro.it



Diskussionsrunde im Schatten eines Ginkgobaumes: **Alexander Smoltczyk**, Reporter und Italienkorrespondent des SPIEGEL, erklärt seinen jungen Kollegen, wie die Italiener ticken

Der Fotograf **Oliver Reinhardt** ist bei Zeitspiegel „aufgewachsen“ und seit 15 Jahren Mitglied. Er hat Luft- und Raumfahrttechnik studiert und arbeitet als Ingenieur in der Automobilentwicklung. Die Fotografie lässt ihn dennoch nicht los.



Dem Fotografen **Andreas Lobe** gefiel die lockere, unangestregte Art der Menschen in der Toskana. Das warme Licht besaß mehr konkrete Qualität, als der „Kaltlichtmitteleuropäer“ vermutet hätte.

